



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Litteratur.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Aber die Schiffe trieben bei der Landzunge auf den Strand, ohne daß die erwünschte Explosion stattgefunden hatte, und dadurch erhielt Frithjof Gelegenheit, edelmütigerweise die Wattirung seiner Mütze zu opfern, damit aus ihr neue und bessere Lunten hergestellt würden.

(Fortsetzung folgt.)



Litteratur.

Von Luther bis Lessing. Sprachgeschichtliche Aufsätze von Friedrich Kluge, Professor an der Universität Jena. Straßburg, Trübner, 1888.

Schon der Gegenstand an sich, den hier ein auch weiteren Kreisen bereits durch sein treffliches „Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache“*) bekannter Gelehrter nicht bloß mit der Zuberlässigkeit des Fachmannes, sondern auch mit dem Geschick und Geschmac eines gewandten Schriftstellers behandelt hat, sollte wohl darnach angethan sein, dem Büchlein unter den nichtgelehrten Freunden der deutschen Sprache Liebhaber und — Käufer zu erwerben. Denn daß die Fragen, deren Beantwortung den Inhalt dieser Schrift ausmacht, in den Bereich des Interesses der höher Gebildeten fallen, braucht dem nicht erst bewiesen zu werden, der weiß, wie treu gerade die Geschichte unsrer Sprache, mehr wohl als irgend etwas andres, den Kampf und den Sieg unsers Volkstums wieder spiegelt. Diese Auffassung, von der des Verfassers Behandlung und Darstellung vielfach erst rechtes Licht und volle Wärme empfängt, ist es, worin diejenigen Leser einen besondern Reiz und Vorzug des Buches erblicken werden, welche gewohnt sind, die verschiedenartigen Vorgänge in unserm Kulturleben, wie sie sich in Litteratur und Kunst, Politik und Religion kundgeben, nicht gesondert für sich, sondern in ihrer Wechselwirkung zu betrachten, die einzige Art, wie sich uns doch erst das Verständnis für Wert und Tragweite eines jeden einzelnen derselben erschließt. In welchem Geiste der Verfasser seine Aufgabe erfaßt hat, bezeichnet er selber, wenn er im Vorworte sagt, daß auch sein Büchlein Zeugnis davon ablegen solle, „was den Entwicklungsengang unsrer Nation gehemmt, was ihn beschleunigt und gefördert“ habe; es will zeigen, „warum Jakob Grimm unsre Schriftsprache einen protestantischen Dialekt genannt hat, warum erst seit 1580 Luthers Sprache eine autoritative Stellung erlangen konnte, warum der Gegensatz von Schriftsprache und Mundart erst nach der siegreichen Bekämpfung des Lateinischen ausgeglichen worden ist.“

Nicht mit dem Anspruche, eine vollständige Geschichte der deutschen Sprache zu bieten, tritt Kluge auf, er will in einer „Reihe unverbundener Aufsätze“ nur

*) Im Jahre 1882 erschien die erste, Ende 1887 bereits die vierte Auflage, von der uns jetzt die dritte Lieferung vorliegt; daß diese vierte Auflage eine wesentlich verbesserte zu werden verspricht, darüber lassen die erschienenen Hefte keinen Zweifel.

„zusammenfassen, was Fachleute vor und seit Jakob Grimm über ein paar sprachwissenschaftliche Probleme ermittelt haben.“ Diese Aufsätze aber fügen sich von selber zu einem innerlich zusammenhängenden Ganzen, sodaß wir hier in der That eine höchst anziehende Darstellung der Lebensgeschichte unsers Neuhochdeutsch von seinen Anfängen um die Wende des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts bis zur Begründung seiner Alleinherrschaft um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts vor uns haben.

Daß einige kleinere sachliche Irrtümer mit untergelaufen sind, die eine zweite Auflage hoffentlich bald Gelegenheit findet, zu berichtigen, kann den Wert des trefflichen Buches als Ganzes, das zwei Meistern der Wissenschaft gewidmet ist, Rudolf Hildebrand und Friedrich Bärnke in Leipzig, nicht eben beeinträchtigen; daß aber das sonst so gut geschriebene Buch hier und da durch völlig entbehrliche und unschöne Fremdwörter*) entstellt wird (z. B. S. 128: „der Sprache eine hohe autoritative Stellung vindizieren), würden wir nicht erwähnen, wenn dies wunderbarerweise dem Verfasser nicht gerade auch da begegnet wäre, wo er der auf Reinhaltung der Muttersprache gerichteten Bestrebungen der lateinisch gebildeten Humanisten des sechzehnten Jahrhunderts ehrend gedenkt (S. 124 f.).

In welche anziehenden Gebiete der Verfasser hineinleuchtet, mögen die Ueberschriften der neun Kapitel sagen, mit denen wir unsre warme Empfehlung der verdienstvollen Schrift beschließen wollen: 1. Kirchensprache und Volkssprache; 2. Maximilian und seine Kanzlei; 3. Luther und die deutsche Sprache; 4. Schriftsteller und Buchdrucker; 5. Schriftsprache und Mundart in der Schweiz; 6. Oberdeutscher und mitteldeutscher Wortschatz; 7. Niederdeutsch und Hochdeutsch; 8. Latein und Humanismus; 9. Oberdeutschland und die Katholiken. Gerade die in dem letztern Kapitel aufgeführten Thatfachen beweisen, daß die Luther längst zugewiesene Stellung im Beginn unsrer neudeutschen Sprachgeschichte wohlbegründet und die von Wilhelm Scherer vertretene Ansicht, nach welcher die neuhochdeutsche Zeit unsrer Sprachgeschichte hundert Jahre später beginnen soll, unhaltbar ist. Daß Luthers Sprache im Jahrhundert der Reformation keine allgemeine Aufnahme gefunden hat, ist nie bezweifelt worden; erst mit unsrer klassischen Litteratur sind wir zu einer Litteratursprache gekommen, die für Oberdeutschland und für die katholischen Kreise auch Richtschnur und Gesetz geworden ist, wie sie es für den Norden und das protestantische Deutschland längst war. An Luther aber knüpft unsre Litteratursprache an, an diesem sichern Ergebnisse der Klugeschen Schrift (S. 142) wird nun nicht mehr gerüttelt werden können.

Geschichten zwischen Diesseits und Jenseits. (Ein moderner Totentanz) von Max Haushofer. Bildlicher Schmuck nach Zeichnungen von Kunz Meyer. Leipzig, Liebeskind, 1888.

Ein trostloses Buch! ein trotz seines „bildlichen Schmuckes“ auch geschmackloses Buch! eines, das weder einem gesunden noch einem kranken Menschen Freude bereiten kann! Denn dem gesunden Menschen liegt nichts ferner, als über den Tod zu grübeln, und dem kranken Menschen bringt Haushofers zuweilen entsetzliche Phantasie nicht eine Spur von Erhebung, von Trost und vollends nichts von Humor, wie man nach dem vielversprechenden Untertitel seines Buches erwarten möchte. „Der Tod muß häßlich sein, sonst wäre das Leben nicht des Lebens

*) Die isoliren, dominiren, konstatiren, dokumentiren, respektiren, vindizieren u. s. w. verunzieren die Muttersprache!

wert. . . . Denn was wäre neben seligem Sterben des Lebens jämmerliches Trüdelgeschäft, dies kümmerliche Erwerben und ängstliche Verzehren Tag für Tag, dies Schachern mit abgetragenen Weltansichten, zerrissenen Grundsätzen und geflickter Moral? . . . Ein Körnchen Vernunft ist in der Natur, wie man sieht. Aber was ist dieses Körnchen gegenüber dem Nibelungenhort von Vernunft und Phantasie, von Weisheit und Empfindung in des Menschen Herz?" Das sind die tief pessimistischen, verzweifelt skeptischen und grenzenlos irreligiösen Grundgedanken Hauschofers. Sie gleichsam zu beweisen, die Häßlichkeit des Todes, die Ungerechtigkeit der Weltordnung, die Brutalität der Natur zu illustrieren, rollt er einige Duzend Geschichtchen auf, die gar kein selbständiges poetisches Interesse für sich beanspruchen dürfen. Er vermeidet selbst nicht das wahrhaft Abscheuliche, wenn er z. B. einen abgetriebenen Fötus, der, ins Wasser geworfen, von Fischen halb aufgefressen worden ist, seine Lebensgeschichte mit eignem ungeborenen Munde erzählen läßt. Soll das humoristisch wirken? Hauschofer geht aber noch weiter, er begnügt sich nicht damit, mit der Pedanterie und Trockenheit des Statistikers alle möglichen Formen des häßlichen Todes zu verzeichnen, sondern er strebt auch darnach, das Geheimnis des Lebens nach dem Tode auf Grund seiner sogenannt naturwissenschaftlichen Bildung zu lüften. Er, der keine Ahnung von metaphysischer Denkart hat, konstruiert sich eine leichenduftige Atomistik und Monadenlehre à la Leibniz, was wahrhaft komisch ist: die zerfallende Leiche fühlt darnach ihre Verwesung, fühlt den Würmerfraß, fühlt die Zugesellung einer neuen Leiche und dergleichen Tollheiten mehr. Einem verrückt gewordenen Mediziner schiebt Hauschofer die Erfindung des Thanatographen in die Schuhe. Das wäre ein Apparat, der mit Hilfe eines durch die toeben gestorbene Menschenleiche geleiteten elektrischen Stromes sie in die Lage versetzen müßte, schriftlich Auskunft über ihre Empfindungen nach dem Tode zu geben. Es wird auch ein solcher Bericht mitgeteilt, der natürlich nichts als die gewöhnlichen Vorstellungen von der seligen Ruhe nach dem erlösenden Tode erhält! Leichen von Schriftstellern eignen sich am besten zu einem solchen Experiment, weil die Hand einer solchen in unbewusster Reflexbewegung schon zu schreiben beginnt, wenn ihr ein Schreibstift zwischen die Finger geschoben wird. Und das soll humoristisch sein! Nein, ein im Grunde ganz abstrakter und jeder Poesie barer Kopf hat auch keinen Humor. Schließlich macht der Verfasser das Geständnis, daß die Menschheit am besten fahre, wenn sie die alten platonisch-christlichen Mythen von der Unsterblichkeit der Seele und einem Leben nach dem Tode weiter pflege — ihm freilich fehlt die Kraft, sie für etwas andres als für spielerische Poesie zu halten. Zu der Erkenntnis, daß ohne diese Fähigkeit und Kraft man überhaupt nichts Rechtes in Poesie und Kunst schaffen kann, daß der Dichter seiner Natur nach religiös sein muß, hat sich der flach materialistisch denkende Hauschofer nicht aufschwingen können. Dann hätte er es allerdings von vornherein unterlassen müssen, seine nüchternen, trivialen und oft so geschmacklosen Totentanzgeschichten der Welt vorzulegen. Um wie viel höher steht der viel anspruchlosere L. Budde über ihm, der in diesen Blättern seine tiefsinnige Geschichte vom „Gewatter Tod“ im letzten Winter veröffentlichte! Budde, ein Dichter in Wahrheit, sah dem Tode ins Auge und seine Schrecken zerfloßen vor ihm, wie sie vor jedem gefunden Menschen in der That zu nichts vergehen; Hauschofer ist kein Poet und darum hat er nur Moder gerochen, als er dem Tode ins Auge zu schauen versuchte.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig.